

Hermann Weber
„In der Schwebe“

Spuren der Transzendenz in Enzensbergers später Lyrik

Was läßt sich in einer durchrationalisierten Gesellschaft über „religiöse Erfahrung“ noch sagen? Wie käme sie zum Ausdruck? In welche Angebotsecke oder Nachfragenische gehört sie? Zumal in einem Land, das nach der Wiedervereinigung zu den areligiösesten der Welt zählt, wo bei etwa 70 Prozent Konfessionslosen in Ostdeutschland ein elementares religiöses „Alphabet“ in Sprache und Erfahrung nicht mehr vorausgesetzt werden kann. Führen uns die Dichter weiter? Sind für sie religiöses Sprechen und religiöse Sprache mehr als nostalgisches Erinnern an ein „Material“, das gerade eben im Verschwinden noch festgehalten wird?

Bei Hans Magnus Enzensberger nachzulesen, scheint auf den ersten Blick nicht besonders erfolversprechend. Sicher: Er ist im katholischen Milieu des Allgäu geboren; er kennt die christlichen Sprachformen und Inhalte und webt sie seinen Texten souverän ein, bis hin zum Kirchenlatein (das etwa im Gedicht „Aschermittwoch“ von 1954/55 in vollem Ornat erscheint; Hermann Kurzke hat es für die Frankfurter Anthologie der Frankfurter Allgemeinen Zeitung wiedergelesen).

Die Erwartungshaltung der Leserschaft dürfte indes weithin noch auf gesellschaftlich-politisch orientierte Rede auch in seiner Lyrik gerichtet sein, geleitet von den vielen engagierten – und durchaus auch widersprüchlichen – Einsprüchen, mit denen er die Geschichte der Bundesrepublik begleitet und mitgeprägt hat. Die leiseren, kontemplativeren Töne seiner Gedichte von Anfang an warten noch auf eine gründliche Analyse.

Seit dem Gedichtband „Kiosk“ (1995) hat die Kritik jedoch „das religiöse Thema“ für manifest befunden (vgl. Lau, 362; 113 f.). In „Leichter als Luft“ (1999) setzt sich dieser „Themenbezug“ fort, wenn auch verhaltener, vielleicht sogar ein wenig selbstverständlicher. Die Kritik vermutet hier – etwas vorschnell – schon die „Summa“, die „Lebensabrechnung“, da „fast jedes Gedicht auf den Tod hinausläuft“ (Michaelis, 41); ist das so sicher?

Die folgende Untersuchung zu diesen beiden Gedichtbänden geht der Frage nach, ob und wie die Transzendenz des Menschen – seine „Seele“ – hier wieder Terrain gewinnt, wie sie im Zweifel am „Positiven“ als Spuren-Rest festgehalten und als Störung zugelassen wird. Einstiegspunkt sind die „Fremdkörper“ (traditioneller) religiöser Sprache, die der Lyriker Enzensberger als eines der Materialien seiner Arbeit gerade noch vorfindet.

„Wie war doch der Name gleich?“ – Spuren religiöser Sprache

Grundsätzlich haben wir nicht viel einzuwenden
gegen Fegfeuer, Reinkarnation, Paradies.
Wenn es sein muß, bitte! (Luft, 116)

Zum zweiten Mal werden hier in „Leichter als Luft“ „Letzte Dinge“ von einem lyrischen „wir“ hereinzitiert (vgl. auch „Reinkarnation“ in Kiosk, 84), um dann aber leichthin von „anderen Prioritäten“ wie lästige Fliegen wieder verscheucht zu werden. In einer durch funktionale „Arbeitsteilung“ strukturierten Gesellschaft tauchen solche „Letzten Dinge ... zu allem Überfluß“ (Luft, 22) zwar auch noch auf, lassen sich aber scheinbar mühelos wegdelegieren. Es gilt die Devise: „First things first“ (Enzensberger hat sie vorher schon in seine politische Essayistik zum Bürgerkriegsthema eingeführt: vgl. Lau, 359). Doch diese Neutralisierung „eschatologischer Tatbestände“ in einer alltäglichen Prioritätenskala von „Katzenklo“ bis „Wasserstandsmeldungen“, die die traditionellen Worte zwar noch zu kennen scheint, aber von ihrem Stellenwert nichts mehr zu wissen vorgibt, wird von Enzensberger in der für seine Spätlyrik charakteristischen feinen Ironie unterlaufen:

Da kommt man gar nicht richtig dazu,
sich Gedanken zu machen
über die eigne Unsterblichkeit.
Erst mal ein rascher Blick
in den Terminkalender,
dann sehen wir weiter. (Luft, 116 f.)

Ehrlicher scheint da schon die naive Frage nach historischen und dogmatischen Inhalten, auf die der lyrische Beobachter „stößt“: Inmitten der „Geschichtsklitte-rung“, des ersten, (zeit)geschichtliche Themen evozierenden Teils von „Kiosk“, wird so auch sprachlich ein „Altes Europa“ gerade noch sichtbar, wenn hier jemand fragt: „(Wer waren die Grauen Brüder?) ... (Wer war der Heilige Geist?)“. Immerhin ist das „Haus zum Elefanten“ (eine Goetheanspielung auf den Weimarer Gasthof?) noch datierbar (Kiosk, 17).

Worte religiöser Tradition(en) werden zwar noch vorgefunden, aber gehören in einer ersten Schicht der lyrischen Notierung offenbar unabhängig von ihrer sprachlichen Herkunft zu den Fremdwörtern, bei denen man einhaken kann, wenn es denn noch sein muß, oder die man – mit einem Vorhalt, nach und nach – einführen kann.

„Auch so ein Fremdwort“ ist „Gnade“ (Kiosk, 117), eines der gewichtigsten und von unendlichen dogmatischen Streitigkeiten beladenen Worte der christlichen Tradition; es verführt den Autor zum Nachschlagen in „fachkundigen“ Lexika. Der Ballast einer langen Begriffsgeschichte hilft ihm indes nicht zu dem, was er zu sagen sucht: Das sprachliche Abarbeiten an diesem Fremdkörper führt

ihn zu einem anderen „Fremdwort“, mit dem er noch etwas von „Gnade“ sprachlich retten kann, vielleicht mehr, als er bescheiden zugibt:

Andererseits wäre ein wenig Grazie
immerhin etwas. Das höchste der Gefühle.
Ein wenig Grazie wäre besser als nichts.
Ein wenig Grazie wäre mir schon genug.

„Auch eines von diesen Worten, die sich davongemacht haben“, auf die das lyrische Ich aber offenbar nicht ganz verzichten will, ist „Nimbus“ (Kiosk, 125). Auch hier kommt der Lexikoneintrag ins Gedicht, nicht nur der religionsgeschichtliche, sondern auch der meteorologische – beide dem Alltagsbewußtsein wohl gleich fremd –; das Wort ist wie der gemalte Heiligenschein: etwas, was noch „ungläubig“ betrachtet werden kann, etwas, was es gerade noch gibt, wohl eher „Nebelhülle“ als „Strahlenglanz“, aber von einer merkwürdigen Attraktivität.

Ein anderer Schlüsselbegriff der religiösen Tradition begegnet in den zwei Gedichtbänden insgesamt siebenmal – „wie war doch der Name gleich?“, „Seele“. Das somit relativ häufige Erscheinen eines eher verdrängten, inhaltlich scheinbar nicht mehr faßbaren Begriffs, seine Positionierung an zentralen, spannungsvoll vorbereiteten Stellen der Gedichte und auch des Bandes „Kiosk“ (Schlußgedicht) überhaupt lassen vermuten, daß er für die Interpretation dieser späten Lyrik Enzensbergers eine Schlüsselfunktion hat.

„Seelchen, leichter als Luft“ beginnt das Gedicht „Krankenkassenbescheid“ (Luft, 73) und greift damit den Titel der ganzen Sammlung auf. „Weniger als etwas“, weniger als das, „was der Fall ist“, scheint hier zur Sprache zu kommen, ein „glimmendes Nichts“ (Kiosk, 126), „unsichtbar / und zu nichts zu gebrauchen“ (Luft, 71). Gerade im letzten Zitat, das das „Curriculum vitae“ eines Schuhs abschließt (oder das Curriculum vitae aus der Perspektive eines Schuhs?), mag sich der Eindruck eines belanglosen Spiels mit dem alten, „großen“ Begriff der Tradition aufdrängen. Aber diese „Unbrauchbarkeit“ läßt den Lyriker nicht los; sie entwickelt eine Schwere und Insistenz ganz eigener Art.

Nachdem „Die Grablegung“, das Schlußgedicht von „Kiosk“, die „Seele“ in eine Reihe von scheinbaren Synonymen gestellt hat, evoziert es am Ende eine ihrer klassischen Metaphern und entzieht sie damit dem Zugriff der Teilrationalitäten der Wissenschaft und des gesellschaftlichen Lebens:

Der Schmetterling,
der sich aus diesem Gedrängel
erheben soll,
gehört einer Art an,
von der wir nichts wissen. (Kiosk, 129)

Die Frage „Was war drin?“ (in der „sterblichen Hülle“) darf gestellt werden, auch wenn sie nicht beantwortet werden kann. Und so bleibt dieses „glimmende

Nichts“ auch „bis auf weiteres“ unsterblich, wie „Gedankenflucht (IV)“ dekretiert (Kiosk, 126 f.), ein Gedicht, das eine ganze Reihe christlicher bzw. gnostisch-platonischer Vorstellungen anklingen läßt, um dieses „winzige“, nicht fixierbare Etwas-Nichts zu sondieren, das bewegte und bewegende Überschreiten dessen, „was der Fall ist“.

Sie kann nicht stillhalten,
will es nicht einsehen,
kann es einfach nicht fassen,
die winzige Wallfahrerin. (Kiosk, 126)

„Seele“ wird damit bei Enzensberger wieder Chiffre für Transzendenz, durch keine andere Sprachform ersetzbar, neben der die vielbeschworene „Identität“ nur „eine tönernen Schelle / und ein Klappern im Wind“ ist (Kiosk, 64). Der Bibelleser wird sich bei diesem hier evozierten nichtigen Lärm der „Identität“ und dem Wort „Schelle“ kaum die Assoziation der ersten Verse des paulinischen Hymnus auf die Liebe (1 Kor 13) versagen können, ohne die eben alles farb- und sinnlos bleibt. Auch Enzensbergers Ich-Identität behält den Drang „aus ihrer Haut heraus“:

Du könntest auch anders.
Es käme, denk es, o Seele,
auf den Versuch an. (Kiosk, 64)

Von der ironisch referierten Neutralisierung der „Letzten Dinge“ im Terminkalender bis zum Festhalten der Transzendenz-Worte im Verschwinden, dann, wenn sie schon fast nichts mehr zu bedeuten vorgeben, zieht sich durch diese Lyrik die Entschiedenheit, die religiöse Dimension offenzuhalten, ja gerade in ihrer scheinbaren Nichtigkeit und Nutzlosigkeit wiederzugewinnen. Als ließe den Lyriker jener „hundsgewöhnliche Stein“ in Jerusalem nicht zur Ruhe kommen, der in seiner prätendierten Heiligkeit die Ruhe unserer säkularen, die Funktionalitäten unseres Lebens abbildenden Sprache stört:

In Jerusalem
Mitten auf dem Weg
dieser hundsgewöhnliche Stein,
den jeder haben will,
Gott weiß warum.

Alt sieht er aus,
und mit jedem Pilger,
der auf ihn tritt,
ihn betastet, küßt,
sich den Kopf daran blutig schlägt,
wird er speckiger.

Er stört den Verkehr,
Karren, Koffer und Polizisten,

aber aus dem Weg schaffen
kann ihn niemand.
Er ist schon zu lange da,
seit ewigen Zeiten.

Er ist heilig. Niemand weiß,
wzu er gut ist. Schön
kann man ihn nicht nennen.
Auch einer wie ich,
der ihn nicht brauchen kann,
ist darüber gestolpert. (Luft, 124f.)

„daß ich nicht ... unentbehrlich bin“: Das Subjekt wird fromm

In dieser späten Lyrik Enzensbergers will das Ich sich nicht mehr festhalten. Die Seele, „leichter als Luft“, ist schon über die „Identität“ hinaus. Das gilt individuell und existentiell für das lyrische Ich, das sich – besonders in der Sammlung von 1999 – dem Abschied hingibt, in vielen subtilen Gesten des Adieu. Es gilt auch für „das“ menschliche Subjekt, ja die Menschheit, deren erkenntnistheoretische Grenzen genauso wie ihre naturgeschichtlich-kosmologisch betrachtete Endlichkeit und Winzigkeit offenbar werden. Nirgends aber ein verzweifelter Aufbegehren dagegen; der Ton der Dankbarkeit, der Gelassenheit zieht sich durch.

„Die Frage wo Ich geblieben ist“ (Kiosk, 53) stellt sich aus dem „Überblick“ über den Raum genauso wie über die (Lebens-)Zeit unabweisbar. Die großen, nachhaltigen Augenblicke des Lebens entgleiten, sind in ihrer Bedeutung nicht mehr zitierbar, nicht mehr verfügbar: „Aber ich weiß nicht mehr, / warum.“ („Et ego“ in Kiosk, 60) Leichter noch singt es ein „Schlager“: „Kann ein ganzes Leben – ... wie leichter Dunst verschweben?“ (Luft, 84).

Aber das Verschweben des eigenen Lebens, die Auflösung der scheinbar so klar konturierten „Haut“ der Identität ist nur eine Seite, von der aus das Ich dieser Lyrik seiner selbst überhoben wird. Von einer anderen, gleichsam erkenntnistheoretischen, (natur-)wissenschaftliche Fakten und Einsichten durchbuchstabierenden Seite wird es als Subjekt relativiert, immer wieder in einen Kosmos gestellt, der über ihm ist, der ohne es sein kann und dennoch – oder vielleicht gerade deshalb – „gut“ ist; dies erkennende Subjekt sieht sich radikal als Geschöpf, ohne einen Schöpfer zu kennen oder zu nennen.

Am weitesten durchgeführt begegnet diese Sichtweise in den „Belustigungen unter der Hirnschale“, dem dritten Teil von „Kiosk“, der dem vierten Teil „In der Schwebel“ den Boden bereitet. Die unendliche Komplexität, die hier „hinter dem Rücken dessen, / der Ich ist“ (Kiosk, 89) zum Vorschein kommt, löst ein gleichermaßen erschrockenes wie amüsiertes Staunen aus. Die Kapitulation vor diesem überlegenen Spott der Verschwender-Natur wird lyrisch immer wieder ohne Bit-

terkeit erklärt, so als werde das beschreibend das Beschreiben aufgebende Subjekt erst dadurch geadelt: „Du ahnst nicht einmal, / wie vollkommen du bist –“ (Kiosk, 90). Wenn auch in diesem Gedicht „A“ (Alpha, arché) ein „Omega“ nicht in Sicht ist, so läßt sich das Ich doch vorbehaltlos und unbeeindruckt von all seinem technologischen Eigen-Glanz in eine „Andacht des Anfangs“ zurückbinden.

Das, was dem Subjekt voraus ist, ist unendlich differenziert; das „schwache Gehirn“ (Kiosk, 81) kann diese „finesse“ nie einholen. Der Erkennende wird selbst in diesen „Strudel“ hineingezogen, verändert sich und entspricht so dem „Objekt“. Aber auch als „Täter“ sieht er sich einem schon Geschehenen, einem ihm Zukommenden und Vorausliegenden gegenüber, das unendlich mehr und vollkommener ist, als er selbst wahrnehmen und vollbringen kann. Enzensbergers Beispiele kommen zumeist aus der Natur, ihrer Mikro- und Makrostruktur:

Doch soviel siehst du mit bloßem Auge,
daß sie vollkommener ist,
die verlorene Feder,
als der hinter dem Isolierglas
auf Position 36 lautlos dröhnende
Jumbojet, den du versäumt hast. (Luft, 45)

Der Kosmos ist nicht nur „über“ dem Menschen; er kann offenbar auch ganz gut ohne uns leben und vollkommen sein. Das Motiv des Kosmos nach oder jenseits des Menschen – des einzelnen Subjekts in seiner Sterblichkeit wie der Menschheit insgesamt – ist auch in der früheren Lyrik bei Enzensberger präsent. Doch in den 60er Jahren – geprägt noch durch das politische Engagement, etwa gegen die Atombewaffnung und die Stationierung von Atomraketen in Deutschland – ist es ein post-apokalyptisches Motiv, das den Menschen als „planer der spurlosen tat“ („das ende der eulen“ in „Landessprache“, 1960) oder als „alten selbstmörder“ („bibliographie“ in „Blindenschrift“, 1964) vor- aussetzt.

Von einer solchen selbstzerstörerischen Tat ist in den späten Gedichten nun nicht mehr (direkt) die Rede. Angesichts der „Reinkarnation“ einer Fliege über „aberhundert Millionen / Geschlechterfolgen“ hinweg wird gelassen festgehalten:

Es stört mich nicht,
daß kein Mensch dasein wird,
um sie zu verscheuchen. (Kiosk, 85)

Am lyrischen Gedankenexperiment eines experimentierenden „Gottes“ („Wahrscheinlich ist er nur einer von vielen.“) wird „unser Universum“ in seiner räumlich-zeitlichen Marginalität angeschaut. „Wissenschaftliche Theologie“ ist dabei – in der Inversion – nicht die wissenschaftliche Beschäftigung des Menschen mit Gott, sondern die Wissenschaftlichkeit eines göttlichen Naturforschers, der die „Probe“ Mensch einmal aus den Augen läßt. „Aber dann sind wir schon vorbei.“

Es ist indes nicht der Ton der Angst, der angeschlagen wird, die Beschwörung der Katastrophe, weder angesichts des einzelnen, der „nicht ... unentbehrlich“ ist (Luft, 102), noch angesichts eines Kosmos, der ohne uns, ohne unseren technologischen Zauber vorgestellt wird. Das „Leben nach dem Tode“ erscheint eher als Zurücknahme, als gleichsam verdiente Ruhe.

„Retour à l'expéditeur“: Gratuité

Ein Subjekt, das so seine Konturen auflöst, an Leichtigkeit gewinnt, das weiß, daß es das meiste nicht machen kann, wieviel ihm zukommt und schon voraus ist, woher und warum auch immer – eine solche „Seele“ kann dankbar sein. Es erfährt sich als fromm, ohne zu wissen, an wen diese Frömmigkeit zu adressieren wäre, ohne sie in eine „Beziehung“ (etwa zu Gott) einordnen zu können („weltfromm, schöpfungsfromm“ nennt es Lau, 364).

So transzendiert sich das lyrische Ich immer wieder in Fragen, die offenbar nicht beantwortbar sind, gleichwohl aber gestellt werden müssen. In „Höhenrausch“ ist von „schon fast / überirdischen Gaben“ die Rede, deren „woher“ nicht zu klären ist (Luft, 43); ob in dieser Höhen-Erkundung „Selbstbetrug“ oder ein „Schimmer des Absoluten“ sich zeigt, bleibt in einer Schwebe, die in beide Richtungen offen ist. Mit der für diese Lyrik typischen „Überraschungstaktik“, die Sublimes und scheinbar Banales (Körperliches) plötzlich ineinandertreffen läßt, endet der Höhenflug mit „Nasenbluten“.

Die Störung von einem „Jenseits“ des Positiven bleibt, so schwach auch dieser „Schimmer“ ausfallen mag. Das Gedicht „Albedo“ (das Wort bedeutet „Rückstrahlungsvermögen“) versetzt in eine der platonischen Höhle analoge Situation, in der die „Quelle“ des Lichts dem Subjekt „im Rücken“ liegt, es selbst (zwar nicht Schatten, aber) abkünftige Lichtreflexe wahrnimmt – in sich, als „diffuse Erleuchtungen“, und am „Objekt“, vor allem an menschlichen Gesichtern (Luft, 50). Es herrscht ein „Mondlicht“ – die „Sonne“ bleibt unsichtbar und muß doch vorausgesetzt werden. Was hier zurückgeblieben ist, sind auch die letzten Reflexe des Lebens, es ist aber mehr noch das „Restlicht“ einer Transzendenz, die nicht einmal mehr als klare Spur, sondern – im Verschwimmen – nur noch als Spuren-Rest wahrgenommen wird:

Albedo

Beim Nachtflug über das Grönlandeis
diffuse Erleuchtungen.
Aschgraues Mondlicht von einer Idee,
die im Widerschein einer andern
aufglimmt und verblaßt.

Oder das helle Gesicht einer Frau
in der Dunkelheit,
das du nicht wiederer kennst.
Auch die Wolken, der Haß,
der Wüstensand, die Begierde –
sie werfen ein Restlicht zurück
aus einer Quelle, die du nicht siehst.

Wie der Unbekannte, der dir nachts
im Hotel entgegentritt, am Fenster,
bläulich, kreidebleich, undeutlich,
ein zerstreuter Reflex, trüb
wie das Weiße im Aug eines Toten. (Luft, 50)

Enzensbergers lyrische „Seele“ fragt aber nicht nur nach dem, was ihr hier – jenseits der Erklärbarkeit und Analysierbarkeit – gleichwohl zukommt; sie dankt auch. Dem, was unkonditioniert – gratuit – zukommt, wird auch unkonditioniert Dank zurückerstattet: „Empfänger unbekannt – / Retour à l'expéditeur“ (Kiosk, 124). Wofür hier gedankt wird, das ist für den Leser eine Kette von Überraschungen, eine Mischung der Ebenen und reicht von den „Wolken“ zu den „Wühlmäusen“; entscheidend ist, daß der Gegenstand des Dankes nicht einfach das Nützliche, Angenehme, Zuträgliche ist, sondern daß er „für den Anfang und das Ende“ ausgesprochen wird, also in der Hoffnung, daß auch der „Bruder Tod“, Inbegriff aller Abschiede, die diese späte Lyrik beschwört, noch „gut“ sein möge.

Bei dem, was der Fall ist,
bleibt es nicht. Ja,
sagt sie, ich will zurück,
ich will weiter, unabsehbar
bewege ich mich, bin bewegt,
bis auf weiteres bleibe ich
in der Schweben. (Kiosk, 127)

Die hier spricht, die „Seele“, beläßt es beim „Positiven“ der Welt nicht. Sie fühlt sich in der Leichtigkeit der Schweben zu Hause und läßt – in ihrer Rolle als „abgefallener Theologe“ (Kiosk, 87), der aber eben noch nicht ganz in die Tatsachen gefallen ist – die Störung durch ein „Restlicht“ des Absoluten zu. Was in einer solchen verschwommenen Mondlandschaft religiöser Resterfahrung noch sagbar ist, wird ehrlicher Weise gesagt, durchaus bis zu Ende gesagt. Das Prinzip der Transzendenz, die Seele, bleibt in überschreitender Bewegung:

Auf Weiterungen
heißt es gefaßt sein.
Bei uns bleibt es nicht. (Kiosk, 88)

Literatur: H. M. Enzensberger, Gedichte 1950–1995 (Frankfurt 1996); ders., Kiosk. Neue Gedichte (Frankfurt 1995); ders., Leichter als Luft. Moralische Gedichte (Frankfurt 1999); J. Lau, Hans Magnus Enzensberger. Ein öffentliches Leben (Berlin 1999); R. Michaelis, Den Wolken zusehen, in: Die Zeit, 5.8.1999, 41.